

Michael Maar

**Proust
Pharao**

BERENBERG

Vier Jahre vor seinem Tod ließ sich der zurückgezogen lebende Kranke von einem Freund überreden, die berühmte Wahrsagerin Madame de Thèbes aufzusuchen. Die Pariser Pythia, die Fürsten und Comtessen das Schicksal aus der Hand las, warf einen kurzen Blick auf das Gesicht des Besuchers und weigerte sich, mit der Zeremonie zu beginnen: »Was erwarten Sie von mir, Monsieur? Es ist an Ihnen, mir mein Wesen zu enthüllen«.

Die Seherin wußte gar nicht, wie recht sie hatte. Der bleiche Mann, in dem sie ihren Meister erkannte, war der Schöpfer der *Suche nach der verlorenen Zeit*. Den Lesern seines Werks geht es wie Madame de Thèbes. Man merkt schon bald: Vor diesem Magier kann man sich die Orakelsprüche sparen. Der Monsieur mit den glühenden Augen ist klüger als wir. Bis wir der *Recherche* auch nur eine Linie deuten, hat er uns schon zehnmal wahrgesagt.

Marcel Proust forschte der inneren Wahrheit bis in die letzte Verästelung nach. Diese Wahrheit war nicht privat. Proust sah sein Werk als Vergrößerungsglas, mit dem jeder Leser die eigene Seele entziffern kann. An anderer Stelle sprach er von einem Teleskop. Ein zweiter Kepler, hat er die Bahnen der inneren Planeten erforscht. Die Gesetze, die er offenlegt, gelten für uns alle – die Mechanik der Trauer, der Liebe, der Eifersucht, des Selbstbetrugs, der Verstellung, der Gewohnheit, des Vergessens, der Lust. Und wir alle kennen das Glück der unwillkürlichen Erinnerung, in der die Zeit ihren Charakter als Illusion offenbart.

Kein Wahrsager erreicht die Wirkung dieses Buchs. Es gibt kein anderes, das den Leser mit einer so verworrenen Mischung aus Gefühlen entläßt: beglückt, erhoben, sanft zerschmettert, tief resigniert. Wird man so etwas je wieder lesen, selbst wenn man sofort zum zweiten Mal beginnt? Unmöglich, denn genau im langsamen Herunterziehen des Schleiers lag der Trick, der sich nie mehr wiederholen läßt.

Was macht ihn so besonders, den 1871 geborenen Autor, der noch die ersten Vorboten des Weltruhms erlebt und mit einundfünfzig im Alter von Balzac stirbt? Er schafft es, auf einem Venedig-Photo im Profil wie Charlie Chaplin und Nietzsche zugleich auszusehen, und von beiden hat er sogar etwas. Proust vereint Seiten, die selten zusammentreffen. Es gibt den poetischen Proust, der in tausend Bildern den blühenden Weißdorn oder die Farbtöne des bewegten normannischen Meers beschreibt. Und es gibt den Gesellschaftskomödianten mit dem absoluten Gehör – den Stimmenimitator, der sich in spöttischen *Pastiches*, durch die er sich den Stil der Vorbilder austreiben will, den ersten Ruhm erwirbt.

Wer sich den Beschreibungsorgien nicht gewachsen fühlt, überspringe den Kindheitsband *Combray* und beginne gleich mit *Eine Liebe Swanns*. Hier prasseln die Pointen, und es herrschen Dialog, Witz, Komödie, wie bei den nicht enden wollenden Soiréen, bei denen die erzählte Zeit von der Erzählzeit verschluckt wird wie Jonas vom Wal, und bei denen man sich doch nie ans Ufer des nächsten Kapitels wünscht.

Wenn man *Combray* später nachholt, entdeckt man ihn als den schönsten Band. Proust entfaltet darin das erste Prinzip seines Romans. Es ist das Kunstprinzip des Impressionismus: Male, was du siehst, nicht was du weißt. Wie nehmen wir die Dinge wahr, bevor wir sie durch Begriffe verzurren? Alles, was das Kind erlebt, hat diese begriffslose poetische Kraft. Es staunt über den scheinbaren Ortswechsel von Kirchtürmen, denen es sich auf geschlängelten Wegen nähert, so wie

es umgekehrt über den Mond staunen kann, der nicht von der Stelle rücken will und ihm hartnäckig über die Schulter schaut. Es staunt über Seerosen und über die Apfelblüte, und später staunt es über den älteren Mann, der ihm einen zugleich raschen, vorsichtigen und tiefen Blick zuwirft wie ein Spion, der vor seiner Flucht noch einen letzten Schuß abfeuert.

Dieses erste Rencontre Marcells mit dem Baron de Charlus verweist schon auf ein anderes Prinzip. Menschen sind nicht, was sie scheinen. Sie bergen verschiedene Ichs in sich. Es gibt kein royales Ich und keinen Herrn im Haus, es gibt konkurrierende Anwärter. Wer sich durchsetzt, ist ungewiß, darum ist man vor Überraschungen nie sicher. Auf wen wäre mehr Verlaß als auf die treue Haushälterin Françoise, die den weiten Weg in die Markthallen geht, um die besten Kalbsfüße und Rinderfilets für ihr *Boeuf à la gelée* zu beschaffen, und nach der Marcel zwölf Bände lang klingeln darf? Ohne zu mucken, stiege sie für ihre Herrschaft aufs Schafott. Aber insgeheim wünscht sie ihrem verwöhnten Zögling den Strick. Der Baron de Charlus, was ist er anderes als ein hochfahrender, narzißtischer Geck? Aber am Schluß, wenn er sich nach einem Schlaganfall mühsam aufrecht hält, wird er zu einer Shakespeare-Figur wie King Lear. Madame Verdurin führt ihren Salon mit eiserner Hand und weint toten Getreuen keine Träne nach. Aber am Ende erfährt man, daß sie dem Versager Saniette, den ihr Kreis immer grausam verspottet hat, unter der Hand eine Pension bezahlt. So schlägt ein Herz auch in dieser Brust.

Als schlägen nicht viele in jeder einzelnen! Sie tun es auch in der Schöpferbrust. Eine Figur ist für dieses Autor-Ich zu eng. Marcel allein genügt ihm nicht, Proust hat sich auf viele verteilt – das ist eines der Geheimnisse der *Recherche*.

Proust ist überall. Er ist Swann, der die Eifersucht kosten lernt und sich gern unter Stand verliebt. Er ist Tante Léonie, die von ihrem Kran-

kenbett aus die Welt regiert und insgeheim an ihre Unsterblichkeit glaubt. Er ist Charlus, der Jünglingen in die Wange kneift und körperliche Lust nur durch Qual herauskitzeln kann. Er ist Morel, der Aufsteiger und Voyeur, der sich nach zwei Handgriffen als Marcel verrät. Er ist der eitle und geschwätzig Bloch. Er ist Madame Verdurin, die sich den Genuß des morgendlichen Croissants durch Zeitungsmeldungen von U-Boot-Katastrophen nicht trüben läßt. Er ist der Snob Legrandin, der keiner zu sein vorgibt und doch immer nach dem Adel schießt. Und ist er nicht auch Saniette, der linkische Gimpel, auf den die Pfeile des Spotts niedergehen und der bis zum Schluß nicht recht dazugehört?

Und selbst wenn die *Union* ihn am Ende doch aufgenommen hätte, der noble Pariser Club, um den sich Proust als Vierunddreißigjähriger vergeblich bemüht – mit einer planerischen Akribie, wie sie Napoleon nicht für seinen Rußlandfeldzug aufgeboten hatte –, selbst dann hätte er sich nicht mehr darüber gefreut. Denn das ist das dritte Prinzip des Lebens und des Romans: die Enttäuschung. Langsam wird in der *Recherche du temps perdu* der Schleier der Täuschung weggezogen. Wenn etwas Ersehntes eintrifft, hat es seinen Reiz längst verloren. Nichts ist so, wie es scheint. Am Ende ist alles viel trivialer, als die aufgeladene Phantasie des Jungen es sich vorgestellt hat. Nicht einmal die Liebe hat Bestand – darum flieht Proust nach dem Tod Albertines die Episode ein, in der die Geliebte wiederauferstanden scheint, nur um zu demonstrieren, daß Marcel, der sich einen Band lang vor Schmerz kaum rühren kann, sie inzwischen fast vergessen hat. So wird alles entzaubert – alles bis auf den Verzauberungsprozeß der Literatur selbst.

Es sind keine erfreulichen Wahrheiten, die Proust uns enthüllt. Das Beglückende liegt darin, daß es Wahrheiten sind und daß er uns lange Zeit durch die Fliederalleen führt, bevor er uns ihre verdorrten Dolden zeigt. Um diesen Flieder, den er aus Angst vor Asthmakrisen mied, neu blühen zu lassen, hat er sein Leben geopfert – und das ist ausnahms-

weise kein Klischee. Mit dem Tod der Mutter im Jahr 1905, mit dem sein Leben seine einzige Süße verliert, seine einzige Liebe, seinen einzigen Trost, beginnt das Exil in der Literatur. Proust zieht sich in sein Gehäuse zurück und lebt nur noch für den Roman. Er weiß, daß ihm die Zeit, die er dort verewigen wird, davonzurennen droht; und wenn er es einmal vergessen sollte, erinnert ihn der nächste Anfall daran. Zum Glück ist der von jeher Kranke zäh wie der von seinem Freund Walter Berry beschworene Fakir, der sich mit verschlossenen Augen und eingerollter Zunge beerdigen und sieben Monate später geringfügig abgemagert und guter Dinge wieder ausgraben ließ. Lebendig begraben in seiner Räucherhöhle, in die das Licht des Tages nicht dringt, erreicht der Asket, der noch in seinen von der Agonie gezeichneten Briefen Witze macht, sein Ziel kurz vor dem Tod. Im Frühjahr 1922 klingelt Proust nach Céleste und sagt ihr mit strahlendem Lächeln, er habe das Wort *Fin* geschrieben; jetzt könne er sterben. Ab jetzt konnte er seinen körperlichen Verfall mit dem Gefühl betrachten, das der leidende Nietzsche mit der maliziösen Freude verglichen hatte, einem Einbrecher dabei zuzusehen, wie er sich an einem Tresor abmüht, den man längst geleert weiß.

Das Beste hatte er in sein Werk gerettet. Dieses Werk steht singulär in der Literatur. Proust beschrieb es als ein Druidenmal auf dem Gipfel einer Insel, die nie jemand betreten werde. Aber es ist mehr als das. *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist das Große Haus, nach dem der ägyptische König hieß und das dem legendären Leuchtturm von Pharos Taufe stand. Als *phare* säumt es noch heute die französische Küste. Proust Pharao – leuchtend für alle, die durch den Nebel navigieren. Und wer von uns navigierte nicht durch ihn?

Leseprobe aus:

Michael Maar
Proust Pharao

80 Seiten · Abbildungen · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

© 2009 Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10 a, 10719 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-34-4



BERENBERG